

Wahnsinn '45

Süddeutsche Zeitung, 2. April 2015

Am Freitag vor siebzig Jahren kapitulierte die Wehrmacht endlich in Aschaffenburg: das Beispiel einer Stadt, die sinnlos geopfert wurde - und in der Hitlers Schergen wie im Rausch eigene Soldaten ermordeten

Es gibt Menschen, die nach schrecklichen Erlebnissen sagen: Wir haben unseren Frieden damit gemacht. Walter Kapperer sagt: Ich habe lernen müssen, damit zu leben, irgendwie. Damit, dass sie seinen Bruder noch in den letzten Tagen des Nazireichs aufgehängt haben.

Kapperer ist 88 Jahre alt, er wohnt nah bei Aschaffenburg. Einige Straßenzüge rund um das wiederaufgebaute Renaissanceschloss aus rotem Sandstein lassen die frühere Schönheit der Stadt am Main noch ahnen, die unter König Ludwigl. als "das bayerische Nizza" galt: Fachwerk, steile Gassen, der Schlosspark wie schwebend über dem Fluss, das "Pompejanum", eine nachgebaute Römervilla vor Weinreben. In den Ostertagen 1945 versank die Stadt in Schutt und Asche, die "Festung an der Westfront", und Kapperer war dabei, ein junger Soldat. Er lag schwer verwundet im Bunker und war beschämt über die Großherzigkeit der Sieger. Ein jüdischer US-Offizier deutscher Abkunft sorgte dafür, dass er in einem amerikanischen Lazarett behandelt wurde, "das vergisst man nicht."

Die eigenen Leute waren nicht so großmütig. Damals wusste er noch nicht, was sie mit Adalbert gemacht hatten. Der ältere Bruder starb nicht in Aschaffenburg, aber seine Henker hatten hier am Untermain bereits ihre Blutspur gezogen: das "Fliegende Standgericht Helm". Am 1. April 1945 war diese Truppe ins Erzgebirge ausgewichen, und Adalbert Kapperer hatte das Pech, ihren Weg zu kreuzen. Der Leutnant aus Aschaffenburg befehligte eine kleine Marschgruppe älterer, meist kampfunfähiger Soldaten. Wegen der Erschöpfung seiner Leute und Schneetreibens ließ er sie, statt weiterzuziehen, in Frühfuß Quartier beziehen, einem von Sudetendeutschen besiedelten Dorf. Der Bürgermeister, ein strammer Nazi, denunzierte Kapperer beim Standgericht, das Mordkommando raste heran. Sein Anführer, Major Erwin Helm, galt als Psychopath, der es liebte, Zuschauer zu schockieren: Er hielt, so wird erzählt, die Luft an und presste aus einem Loch im Schädel, Folge einer Kriegsverletzung, ein Stück Gehirn heraus.

Walter Kapperer kann die Szenen erzählen, als habe er sie selbst erlebt: "Helm rannte die Treppe hoch und schrie hysterisch: Der liegt ja im Bett, der Verräter! Sie nahmen ihm die Maschinenpistole ab und verurteilten ihn zum Tode." Kapperer wurde gehenkt, ein Befreiungsversuch seiner Unteroffiziere misslang.

"Wir waren so eng", sagt Walter Kapperer und verschränkt die Finger beider Hände. Sieben Jahre lang hatte er seinen Bruder gesucht, vergeblich. Wenn Kapperer erzählt, kann er noch heute die Tränen nicht unterdrücken. "Und wie allein ich damit war", sagt, "fast ganz allein." Dann las er 1952 in der Presse, dass ein Standgericht Adalbert hingerichtet habe. Er ging zum Prozess gegen einige der Täter vor dem Würzburger Schwurgericht. Kaum jemand sei gekommen, um sein Beileid auszusprechen. Die Ämter verzögerten die Rehabilitierung des Toten um Jahre; Nachbarn wisperten, der Kapperer werde schon was getan haben, "der hädd wohl die weiße Fahn nausgeängt". Helm wurde in der DDR zu lebenslanger Haft verurteilt, aber schon nach drei Jahren amnestiert. Für die SED durfte die Nazivergangenheit nur ein Problem der Westdeutschen sein. Die wiederum verurteilten Helms Helfer nur wegen Totschlags zu Haftstrafen von wenigen Jahren. Bald waren sie also alle wieder frei.

Über Jahrzehnte hat sich die Nachkriegsgesellschaft schwergetan, den Terror der NS-Militärjustiz überhaupt als Unrecht zu behandeln. Wer es dennoch tat, ging von Exzesstaten einzelner aus wie der blutigen Truppe vom Helm. Aber der Wahnsinn hatte Methode, war Teil des Systems: nicht nur der Wehrmachtsjustiz, sondern auch der Truppenführung selbst. Die Zeithistorikerin Elisabeth Kohlhaas schreibt in ihrer Regionalstudie "1945 - Krieg nach innen", die Morde in Aschaffenburg stünden für eine "militärische Willkürjustiz, wie sie vielerorts praktiziert wurde, um dem sichtbaren Motivationszerfall der Wehrmachtangehörigen entgegenzutreten und den bereits verlorenen Krieg um den Preis vieler Menschenleben zu verlängern".

Mindestens 30000 Todesurteile hat die Wehrmachtsjustiz gegen eigene Soldaten gefällt. Die Zustände in der "Festung Aschaffenburg", die vom Kampfkommandanten Emil Lamberth und einem SS-Sonderbeauftragten beherrscht wurde, spiegeln diesen Terror wieder. Seit die Amerikaner am 7. März über die Brücke von Remagen das rechte Rheinufer

erreicht hatten, gaben immer mehr deutsche Soldaten im Westen auf. Doch der NS-Staat wollte sie mit äußerster Gewalt bei der Fahne halten; von "Torschlussmassakern" spricht die Aschaffener Historikerin Monika Schmittner. Sie trafen vor allem KZ-Häftlinge und Kriegsgefangene, aber eben auch die eigenen Soldaten und Zivilisten.

Im Stadtteil Schweinheim gibt es einen kleinen Friedhof; ganz am Ende steht Friedel Heymanns Grabstein: "Von Schergenhand gerichtet, 28. März 1945." Auf dem Hügel nicht weit von hier standen am 25. März 1945 die ersten amerikanischen Panzer, unter ihnen die geschundene Stadt, deren Verteidiger weiterschossen - als glaubten sie wirklich, den Krieg noch wenden zu können. Friedel Heymann hatte zwei Tage zuvor geheiratet; Anneliese hieß seine Braut. Heymann war verwundet, er hatte Lazarettbriefe, die ihm vorschrieben, sich andernorts zur Behandlung zu melden. Am Abend nahm ihn eine Streife des Heeres zu Hause mit, nahm ihm die Briefe ab und brachte ihn zum Kampfkommandanten Lamberth. Der ließ ihn vom Standgericht zum Tode verurteilen, weil sich Heymann nicht bei der Truppe gemeldet habe.

Die Schriftstellerin Irmes Eberth war damals ein Mädchen, das nur hoffte, Krieg und Granaten möchten bald vorüber sein. Heute ist sie 87 Jahre alt und erzählt, was ihr Vater am Morgen des 28. März in der Innenstadt erlebte: "Er kam zurück, ganz bleich, und erzählte, dass sie in der Herstattstraße einen Offizier aufgehängt hatten. Der Lamberth hat gebrüllt und geschrien, viele Leute standen darum herum." Lamberth ließ sein totes Opfer tagelang am Strick baumeln, daneben ein Plakat: "Feiglinge und Verräter hängen", wer aber den Heldentod sterbe, "lebt weiter."

In der offiziellen Kriegschronik der Stadt, 1970 verfasst von Alois Stadtmüller, der es selten versäumte, den "tapferen Kämpfern" der "Festung" Tribut zu zollen, taucht der Justizmord grob verzerrt auf. Die Degradierung, befindet der Chronist, "hätte nicht öffentlich erfolgen dürfen", auch sei "die Schande des Stranges" anstelle "der Kugel" nicht angemessen gewesen.

In Heymanns Witwe hatten diese Geschichtsklitterer eine zähe und mutige Gegnerin. Sie hat später ein zweites Mal geheiratet, und ihr Sohn Michael Heßler, ein nüchterner Techniker, hat seine Mutter einmal gefragt, als er ein Kind war: Warum geht ihr nicht einfach hin und erschlagt ihn? Ihn, den Lamberth, der 1949 zu nur vier Jahren Haft verurteilt und schon 1950 vom bayerischen Justizminister begnadigt wurde. Aber die Mutter habe gesagt: "Michael, dann wären wir ja die Mörder. Aber der Mörder ist er." Anneliese hielt das Andenken des ersten Mannes lebendig. Niemand, sagt Michael Heßler, habe je gewagt, "ihr gegenüber zu behaupten, der Friedel sei ein Verräter gewesen."

2009 starb Anneliese Heymann-Heßler. Sie hat noch, wie ihr Sohn sagt, "eine große Genugtuung erlebt", als die Stadt Aschaffenburg 2005 am Bergfried im Schlosshof eine Gedenktafel für Friedel Heymann und weitere Opfer der Standgerichte anhängen ließ, auch Kapperers Name ist dabei.

Bei der aussichtslosen Verteidigung der Stadt starben Tausende. Noch immer funktionierte das System, noch immer gehorchte das Militär wie blind dem "Führer". Wie viele Opfer in Aschaffenburg und am Untermain die Militärjustiz auf dem Gewissen hat, ist nicht abschließend geklärt. Allein Helms Truppe dürfte Dutzende auf dem Gewissen haben. Im Dorf Dettingen erschoss der kommandierende deutsche Offizier einen Maurer, der den Ort vor der Zerstörung retten wollte und forderte, die weiße Fahne zu hissen. 1967 fanden Arbeiter in einer Aschaffener Baugrube drei Schädel und Knochen, dazu Wehrmachtstiefel, ein Koppelschloss und eine Eisenkette. Offenbar waren die Männer 1945 gefesselt und mit Schüssen in den Hinterkopf exekutiert worden.

Einer, der knapp davonkam, war Ferdinand Fäth, Nazigegner und später ein erfolgreicher Unternehmer. Sein Enkel Heinrich Fußbahn ist Anwalt und Geschäftsführer des Aschaffener Geschichts- und Kunstvereins, er hat eine alte Tonkassette hervorgeholt, und die Stimme des lange verstorbenen Opas erfüllt den Raum. Ferdinand Fäth war in Rumänien 1944 verwundet worden, er hatte genug von Krieg und Nazis. Seine Frau Annie besaß die Stirn, sich beim Amt für ihr Haus auf dem Dorf einen Bombenschaden bestätigen zu lassen, den es gar nicht gab. Ihr Mann bekam daraufhin Heimaturlaub und kehrte nie zur Front zurück: "Ich wollte damit nichts mehr zu tun haben", sagt er auf dem Band, er versteckte sich bei seiner Frau; kam jemand, legte er sich unter die Kästen aus dem Naturkundemuseum, unter ausgestopften Vögeln und Füchsen, die hier ausgelagert waren.

Aschaffenburg wurde schon belagert, er sah Flugzeuge über der Stadt kreisen, Granaten heulten über das Dorf hinweg. Fäth dachte, bald ist es vorbei, als er eine Frau um Hilfe schreien hörte: Deutsche Soldaten wollten ihr Fahrrad beschlagnahmen. Fäth eilte spontan hinaus und fiel ihnen in den Arm, am nächsten Tag holte ihn der Gendarm mit gezogener Pistole ab, und bald schon stand er im Keller des zerschossenen Schlosses vor dem Kampfkommandanten. "Der Lamberth hat gekrische", erzählt Fäth auf dem Band, "Sie Schweinehund, Sie Vaterlandsverräter!" Es standen Polizisten herum, viele kannte er, "aber keiner hat was gesagt."

Die Amerikaner rückten in harten Häuserkämpfen vor. Aber die Militärjustiz hatte Zeit und Personal übrig, um auch diesen Mann noch abzuurteilen. Nur der Zufall, dass ein Bekannter aus seiner alten Einheit im Standgericht war, rettete Fäth das Leben. Er wurde zur Frontbewährung entlassen, "und ich bin sofort in der anderen Richtung verschwunden." Erst 2002 übrigens wurden die Urteile der Nazi-Militärgerichte gegen Deserteure der Wehrmacht pauschal aufgehoben.

Am 3. April, endlich, kapitulierte Lamberth. US-Kommandeur Felix Sparks empfand, wie sein Biograf Alex Kershaw in dem Buch "Der Befreier" schreibt, "nur Verachtung für ihn. Lamberths Ergebenheit Hitler gegenüber hatte eine schöne alte Stadt in ein riesiges Trümmerfeld verwandelt. Er hatte ehrenwerte Männer hinrichten lassen, weil sie die Kapitulation wollten." Vergangenen Samstag hat die Stadt Aschaffenburg Friedel Heymanns dort gedacht, wo er sein Ende fand: in der Herstattstraße. "Er ist tot für immer", hatten die Henker 1945 auf das Plakat daneben gekritzelt. Wenigstens dies ist ihnen nicht gelungen.

Joachim Käppner